

KONSERVATIVE THEOLOGIE UND MODERNE WELT

Erinnerung an Werner Elert

Daß wir über die Moderne reflektieren, ergibt sich aus den Erfahrungen des Konservativen. Wie umgekehrt das Konservative erst durch die Ansprüche der Moderne herausgefordert wird, sich seiner selbst bewußt zu werden, sich abzugrenzen und zu artikulieren. Dabei setze ich voraus, daß wir nicht die „schlechte“ Modernität meinen, die sich beflissen um das bemüht, was „man“ eben heute denkt und denken „muß“, wie uns auch das „schlechte“ Konservative nicht kümmern soll, das allem Neuen mißtraut.

Das Erinnern an Werner Elert aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages mag uns dazu verhelfen, daß wir uns in dem Widerspiel der Bindung aller Theologie an ihr Erbe und dem Willen zur Modernität, d. h. zu heutiger Gültigkeit ihrer Aussagen nicht in Theorien verlieren. Wieder einmal mehr treiben wir damit auch Systematische Theologie im Modus der Theologiegeschichte, wie es dem Schicksal und Stil unserer Epoche entspricht. D. h.: Die Theologie wendet sich ihrer eigenen Geschichte zu, sie entdeckt sich selber, indem sie die vorausgegangenen Generationen interpretiert und ebenso gegen ihre eigenen Irrtümer wie gegen die ihnen angetanen Verwerfungen in Schutz nimmt. Nur kritisches Bewußtsein macht eine unbefangene historische Betrachtung möglich: aber das hat nichts zu tun mit der Kammerdiener-Perspektive oder gar mit dem Opportunismus der nachgeborenen Besserwisser.

Wir versuchen, Werner Elert, 31 Jahre nach seinem Tode, in dem Gesamtbild seiner Lebensgeschichte zu verstehen, in die alles einbezogen sein soll: seine Theologie, ihre Gründe und ihre Grenzen, die Atavismen seiner Leidenschaften wie seine Modernität, die Größe und die Schwächen seines Werkes und seines Wesens.

Zunächst sieht es so aus, als ob zum Biographischen wenig zu berichten ist. Die Verschlossenheit Elerts ist offenkundig; er gab nicht viel – wenn überhaupt etwas – über sich selber heraus. Anders als bei Emanuel Hirsch und Karl Barth war ihm die Andacht zur eigenen Biographie völlig fremd.

Er wurde am 19. August 1885 in Heldrungen im Thüringischen als Sohn eines kleinen Beamten geboren. Das Gymnasium besuchte er in Husum, wohin die Eltern bald nach seiner Geburt verzogen waren. Das Theologiestudium, das er wohl auch ein wenig der Mutter zuliebe wählte, führte den preus-

sischen Altlutheraner nach Breslau, Leipzig und vor allem Erlangen, wo er von 1906 bis 1910 eine kaum noch zu ordnende Fülle des Wissens in sich aufnahm, um am Ende des Studiums, im Abstand eines Jahres zwei Promotionen, eine philosophische unter der Betreuung von Richard Falckenberg und eine theologische unter August Wilhelm Hunzinger, abzuschließen. Aber sehr im Unterschied zu anderen hat Elert eigentlich keine „Lehrer“ im akademischen Vollsinn gehabt, so dankbar er sich zu den verschiedenen starken Eindrücken der einzelnen Professoren bekannte. Er schreibt in dem Album der Lebensläufe der Erlanger Professoren am 5. Januar 1927: „Die reichliche Hälfte meiner Interessen, in manchen Semestern auch wohl neun Zehntel, galt in diesen Jahren freilich anderen Dingen. Im ersten Semester studierte ich alle preußischen Generalstabswerke seit dem siebenjährigen Krieg durch, so daß ich die Geschichte der preußischen Regimenter weit besser kannte als diejenige der alttestamentlichen Heerscharen. Dann verfiel ich auf die allgemeine Geschichte (E. Brandenburg, Lamprecht) usw.“ Elert erwähnt in der Folge dieser Bekenntnisse noch deutsche Literatur, Psychologie und dann in breiter Zuwendung Jurisprudenz – Kirchenrecht, Rechtsphilosophie, deutsche Rechtsgeschichte. Und als Elert dann 1912 die Pfarrstelle der Altlutheraner in Seefeld (Kr. Kolberg) übernahm, war er gerade 27 Jahre alt. Man sollte ihn deshalb für die Früchte seiner jungen Jahre nicht zu sehr haftbar machen. Er selbst hat mit berechtigtem Stolz, freilich wohl auch mit leichtem Lächeln den Gewinn jener Jahre registriert, aber selbst die spätere große Arbeit, das eindrucksvolle erste Buch „Der Kampf ums Christentum“ (1921) – wenn man so will, eine groß angelegte Geschichte der protestantischen Apologetik – alsbald auf Distanz gehalten, nie mehr neu aufgelegt, nie mehr zitiert. Man wird wohl, als Fortsetzung seines leidenschaftlichen Sammels und Studierens, die ihm nach dem ersten Weltkrieg zugemessene Zeit als Direktor des Theologischen Seminars der altlutherischen Kirche Preußens in Breslau als eine besonders ergiebige Erntezeit ansehen dürfen. Sie ging mit Elerts Berufung als Professor der Kirchengeschichte, Dogmengeschichte und Symbolik nach Erlangen 1923 zu Ende. Als Elert dann in seinem ersten Semester als Professor Reformationsgeschichte liest, entfaltet er vor den ausgehungerten Hörern der zuletzt geradezu verkümmerten Erlanger Fakultät ein Bild der Reformation, das gesättigt ist durch den vorausgegangenen Umgang mit Luther und durch den Ertrag rechtsgeschichtlicher Studien, womit Elert die sonst gewohnte Blässe einer gedanklichen Dramatik und Literaturkunde der Reformatoren weit überbot.

Woher nahm er dazu die Kraft und den Anreiz? Denn in dem vergleichsweise einsamen Entwicklungsgang sehen wir weder einen herausragenden und überlegenen Lehrer noch eine ihn umgebende Gemeinschaft theologischer oder philosophischer Freunde. Er hat zwar eine Reihe guter Promo-

venden, aber nicht eigentlich „Schüler“ gehabt und keine „Schule“ hinterlassen. Es ist hier an zwei Umstände zu erinnern, welche außerhalb aller Theorie liegen. Einmal an das Pfarramt in Pommern, das er nach seinem Studium übernahm und das er dann im Krieg – und das ist der andere zu erinnernde Faktor – mit dem Dienst als Soldatenpfarrer vertauschte. Also: der Umgang mit den Pommern, und die Soldaten in Rußland – und Rußland überhaupt, ein Motiv, das noch in den Aufsätzen „Zwischen Gnade und Ungnade“ eine düstere Rolle spielt. Den Schauplatz der Schlacht von Smolensk 1812, den er wie einen antiken Text studiert hat und der in dem unvergeßlichen Vortrag vor dem Erlanger Offizierscorps in den Anfangstagen des Rußlandfeldzuges eine kalt-apokalyptische Rolle spielte – das könnte sich als Motiv zu einer Verschärfung der Frage nach dem Sinn der Theologie wohl begreiflich machen. Reminiszenzen an die damals geübte und als gescheitert empfundene Seelsorge („Ich war ein zu schlechter Seelsorger“) lassen etwas von den Mächten ahnen, die Elerts theologische Existenz, jenseits aller literarischen Bemühungen, geprägt haben.

Ich möchte als grundlegende These zu Elerts Biographie in Anspruch nehmen, daß er eben von dem Beginn seiner Erlanger Lehrtätigkeit (also seit 1923 als Professor der Kirchengeschichte, dann der systematischen Theologie) erst die ausgeprägte Gestalt darstellt, nach der wir fragen und als die er sich in die Geschichte der Theologie eingezeichnet hat. Um es noch präziser zu sagen: Von seiner Erlanger Antrittsvorlesung ab erscheint uns Elert als „er selbst“, und er hat es wohl immer auch so verstanden. Der vorausliegenden Veröffentlichungen hat er nie mehr gedacht. Hier ist nichts mehr pedantisch aufzudröseln, um ihm näherzukommen.

Von hier an kann sich die biographische Darstellung getrost an die großen Leistungen halten, an die Opera eximia ebenso wie das, was nebenhergeht. Und doch ist das nur die eine, gleichsam die manifeste Seite dessen, was der Biograph zu leisten hat. Die andere ist schwieriger. Denn auch der Werner Elert, der große Erlanger theologische Lehrer, war ein Mensch, der uns Widersprüche hinterlassen hat, die sich einem planem Verstehen zunächst widersetzen und die doch in sein Bild eingezeichnet werden müssen.

Zunächst also sein Werk selbst: Wir beginnen mit dem kühnen, und wenn man will wohl auch genialen Programm „Die Lehre des Luthertums im Abriß“ von 1924, welche dann zwei Jahre später in einer durch eine dichte Fülle von Luther-Belegen ergänzte, ja geradezu verifizierte zweite Auflage bestätigt wurde. Wenn wir schon hier, im Beginn der Auflistung des Werkverzeichnisses, einen Augenblick innehalten, so nicht nur wegen der Nähe zu Rudolf Ottos mysterium tremendum im Einsatz der Gotteslehre; nicht nur wegen der beigegebenen hintersinnigen Parallelen zur lutherischen Orthodoxie, auch nicht wegen der Diskussion mit seinen Kritikern – was sich später,

soweit ich sehe, nie mehr wiederholt hat, sondern noch aus einem anderen Grund. Hier gewinnt nämlich der Terminus Gewicht, den Elert immer wieder umkreiste und geradezu zu einem Schicksalsbegriff gesteigert hat (und um dessentwillen er sich auch die bleibende Verdammung, ja wohl geradezu Verachtung Karl Barths eingehandelt hat): „Luthertum“. Also, wohlge-merkt, nicht „Luther“! Sondern dieser, selbstverständlich, aber zuzüglich seiner Folgen, seiner Geschichte, der durch ihn in die Fundamente der Kirche des Evangeliums und der Neuzeit eingegrabenen Einsichten und Überzeu-gungen. Aber auch jener Theologie und Kirche, welche die unsere ist und in der wir selber leben und weben und sicherlich auch: an der wir leiden. Zu-gleich dann in der späteren Folge: ein Stück „Welt“, ein Aspekt der Neuzeit, überhaupt der Gegenwart, ihrer Nöte und Fragen und Antworten. Elert also ganz nahe bei Ernst Troeltsch, aber wohl mehr Rücken an Rücken, so daß sie kaum etwas voneinander wissen und sich nicht erkennen können.

Aber bleiben wir noch beim Bedenken dieser Anfänge! Es kommt ein Zweites hinzu, und das erweist sich für die Folge im Gesamtwerk der Elert-schen Theologie als der beherrschende Gesichtspunkt – wie soll man sagen, als Schlüssel zum Verstehen Luthers, als Grund der unerbittlichen Kritik der Theologie eben seiner Zeit, vor allem Karl Barths und der Barmer Theologie, und sicherlich in der Überspitzung auch Ursache mancher Irrgänge Elerts. Ich meine die Lehre von Gesetz und Evangelium. Aber wahrscheinlich kann man das Gewicht dieser Lehre – jedenfalls für Werner Elert – gar nicht deutlich beschreiben, wenn man nicht sofort auf die polemischen Aspekte Bezug nimmt, welche erkennen lassen, wie weit das reicht. Ich möchte es in vierfacher Hinsicht zeigen:

1. Entscheidend für die Theologie Luthers und der Reformation ist nicht der Begriff der Offenbarung. Er spielt dort in dem Maße keine Rolle, daß er überhaupt nicht vorkommt. Infolgedessen sind auch die daran anschließenden Gegensätze von Wort-Offenbarung und „natürlicher“ Offenbarung Irr-wege, denn was soll die Rede von Offenbarung, wenn nicht sofort deutlich wird, was denn da geoffenbart wird.

2. Und selbstverständlich ist alles Handeln Gottes mit uns in Natur und Geschichte eingebettet; weder der Gesichtspunkt der Natur noch die Aus-weglosigkeit ihrer Ordnungen sagen uns etwas über das Evangelium, sondern vielmehr erkennen wir im Lichte des Evangeliums auch Gottes Gesetz,

3. aber das Evangelium wird uns auch verdunkelt, wenn wir es als Gesetz verstehen. Daß die Bibel, besser gesagt: die Heilige Schrift, oberste Autorität in der Dogmatik ist, darin war Elert mit Karl Barth immer einig, aber diese Heilige Schrift ist kein Gesetzbuch des Glaubens. Denn immer gilt, daß das Gesetz das Evangelium verdunkelt. Wenn aber das Evangelium zu leuchten beginnt, dann geht die Sonne auf.

4. Natürlich erreicht uns das Evangelium durch das Wort. Aber nicht alles „Wort“, sei es der Heiligen Schrift, des Gesetzes, oder wie auch immer, ist Evangelium. Und ebenso gilt wohl auch: Nicht alles, was Gott uns zu sagen hat, erreicht uns durch das „Wort“. Eben in der Situation, in den Spuren der uns umgebenden Geschichte erreicht uns das „Du sollst“, und wenn wir es überhören, übersehen, werden wir schuldig, und das „Gesetz“ klagt uns an; denn nach Melanchthons Satz: „lex semper accusat.“

Aber zurück zur „Lehre des Luthertums“! Betrachtet man diesen Abriß als ein Programm, so folgt demselben alsbald die Einlösung, die große zweibändige „Morphologie des Luthertums“ (1931/32). Sie ist das Opus magnum eines einzelnen Forschers, was heute kaum mehr vorkommt. Von dem „evangelischen Ansatz“ aus, der Lehre (Paene dixi: der geschilderten Erfahrung) von Gesetz und Evangelium führt Elert den Leser durch die Gestaltwerdung des Dogmas und der Kirche bis in die Ausfächerung der Wirkungen der lutherischen Reformation in Dogmatik, Frömmigkeit und Weltanschauung; und das setzt sich dann im zweiten Band fort in den „Soziallehren und Sozialwirkungen des Luthertums“, nicht im Sinn eines Programms, einer theologischen Theorie, sondern in einer stoffreichen, materialfreudigen, historischen Darstellung. Was die spätere Debatte – bei Gogarten u. a. – mit Säkularisierung als Erfüllung der Reformation gemeint hat, das ist hier vorweggenommen in dieser faszinierenden Schilderung der Umsetzung theologischer Ansätze in geschichtliche Wirkung. Ein unkonventionelles Buch im höchsten Maße! Denn alles das liegt weitab von der Selbstverständlichkeit des späteren und heutigen Ökumenismus, der zu sehen verbietet, was für ihn nicht sein darf. Elerts Morphologie ist keine Siegesgeschichte, die Tragödie des in seine Verweltlichung hineinsterbenden Luthertums kündigt sich an. (Der zu Unrecht vergessene Herbert Schöffler hat ihm ein unverdächtiges Zeugnis gegeben.) Elerts Morphologie, nicht zuletzt durch Karl Barth zu einem Eldorado des Mißverstehens und der Mißdeutung geworden, ist unter dem Einfluß des alsbald einsetzenden Kirchenkampfes überhaupt in den Hintergrund getreten; sie bleibt trotzdem, wie es Walther von Loewenich schon gesagt hat, die größte Leistung der Erlanger Theologie seit Hofmann und Frank und wartet auf verstehende Leser.

Die dritte große Leistung ist dann die Dogmatik, 1940, mitten im Krieg unter dem Titel „Der christliche Glaube“ erschienen. Wiederum waltet die Lehre von Gesetz und Evangelium über allen Topoi als das unerbittliche Kriterium der Wahrheit. Auf jeder Seite ist die Nähe zur Gegenwart wie die Lust an der Schärfe der Formulierung spürbar. So „modern“ der Einsatz dieser Dogmatik wegen der Subjektivität des Einsatzes ist, so überraschend

ist die Fülle des Materials aus der alten Kirche; die Patrologie ist ebenso gegenwärtig wie die protestantische Orthodoxie lebendig. —

Neun Jahre später, 1949, erscheint „Das christliche Ethos“, die von der Dogmatik bewußt abgehobene Ethik, die meines Erachtens unter der bewußten Distanz zur philosophischen Ethik und mehr noch zur damals aufblühenden philosophischen Anthropologie sehr an Einfluß eingebüßt hat, der eigentlich einer theologischen Ethik nach dem Ende des Krieges hätte zukommen müssen. Mehr freilich ist die relative Wirkungslosigkeit dieses letzten Buches auf den seltsamen Ansatz zurückzuführen, die Ethik habe es mit der Qualität des Menschen nach göttlichem Urteil zu tun, und — so müssen wir sofort hinzufügen — mit dem ungewöhnlichen Resultat aus der hier wirklich strapazierten Lehre von Gesetz und Evangelium, daß Elert sozusagen zweierlei Ethiken darstellt, das „Ethos unter dem Gesetz“ und das „Ethos unter der Gnade“, dem sogar noch ein dritter Abschnitt folgt: „Objektives Ethos“, womit an die Normen für das Gemeinschaftsleben, also für Kirche und Staat gedacht ist. Man müßte dieses letzte der Elertschen Werke sozusagen in seine Teile auseinanderlegen, um den Gewinn zu ziehen, der hier verborgen liegt. Aber es wird sich nicht leugnen lassen, daß hier die Tragfähigkeit der immer wieder grundlegenden Unterscheidung von Gesetz und Evangelium überfordert ist. Eine Fülle der wertvollsten Kapitel, aber im Gesamten eine verwirrende Vielfalt, und auch in der Abseitigkeit von der gleichzeitig aufblühenden Anthropologie der Gehlen, Plessner u. a. bedrückend.

Wir stoßen hier an die Grenzen Werner Elerts. Das hat mehrere Gründe. Einmal steht Elert, wie andere deutsche und überdies protestantische Gelehrte jener Jahre, stärker, als es ihnen bewußt war und als sie es, selbst wenn es ihnen bewußt wurde, anzuerkennen bereit waren, unter der über Deutschland verhängten Provinzialität: Keine Auslandserfahrung! Und überdies keine wirkliche Kenntnis des Katholizismus wie auch — ein Rückschritt gegenüber den Tagen von Ernst Troeltsch — der nicht-lutherischen Reformation. In keinem anderen Werk Elerts kommen diese Aporien so unmittelbar zum Tragen wie in seinem „Christlichen Ethos“, das doch, ungeachtet eben dieser blinden Stellen und selbstverhängten Grenzen, eine Fundgrube wertvoller Entdeckungen bleibt.

*

Aber nun ist der Mann, von dessen Werk hier die Rede ist, kein auf Studierstube und Schreibtisch beschränkter Professor gewesen. Und so muß noch ein für ihn ganz wesentlicher Aspekt hinzugefügt werden. Es ist von seinem Pathos zur Universität zu sprechen. Offenbar ist das schon bald in

Erlangen erkannt worden. Denn bereits 1927, also vier Jahre nach seiner Berufung, wurde er zum Rektor gewählt. Er war damals 42 Jahre alt. Seine Rektoratsrede hatte ein ökumenisches Thema, sie befaßte sich mit der Lausanner Kirchenkonferenz, darstellend und kritisch. Aber davon will ich hier nicht sprechen. Die große und unvergeßliche Leistung für die Universität war die Übernahme des Dekanats seiner Fakultät im Dritten Reich, und zwar nach den damaligen Gewohnheiten als decanus perpetuus von 1935 bis 1943, also nicht weniger als über acht Jahre. Das einzigartige dieser Epoche — auch die anderen Dekane damals waren auf Dauer eingestellt, wenn auch kaum einer so lange — war nun, daß Elert kein Parteigenosse war und es auch trotz immer neuer Aufforderungen nicht wurde. Mehr als nur das: Unter seinem Dekanat kam auch kein Parteigenosse in eine theologische Professur, wurde kein „P. G.“ habilitiert; der einzige Parteigenosse der NSDAP war der Ordinarius für reformierte Theologie, und der stand außerhalb der Fakultät, sein status war „extra facultatem“. In dieser Zeit hat Elert auch über die Studenten der Bekennenden Kirche seine schützende Hand gehalten, und das ist leichter gesagt, als es getan war. Man kann an den parallelen Vorgängen, etwa an der Dekanatsführung von E. Hirsch in Göttingen, einigermaßen ablesen, welche Geschmeidigkeit und zugleich welche Härte nötig waren, um diese Probe zu bestehen, unter einem Rektor, dessen Zudringlichkeit und Mißgunst an Gift und Mißtrauen kaum zu übertreffen war. Elert hat darüber eine Denkschrift im Dekanat hinterlegt, die den später aufkommenden Verdächtigungen wohl zur Beschämung gereichen würde, wenn sie nicht unbegreiflicherweise unter amtlichem Verschluß gehalten würde.

*

Und doch ist zuzugeben, daß Elert eine kritische Darstellung seines Lebens und seiner Lebensleistung hinlänglich begünstigt hat. Und davon ist nun zu sprechen. Davon, und nicht von der momentanen Unsicherheit, wie sie in den Jahren 1933 und 1934 vielen unterlaufen ist, vor allem durch die irrije Meinung, daß die Skrupellosigkeit und Gewalt der nationalsozialistischen Bewegung die Würde des Staates für sich in Anspruch nehmen könne und er für sein Gesetz den Gehorsam des guten Gewissens seiner Bürger mit Beschlag belegen dürfe. Diesem Irrtum ist auch Elert 1934 im sogenannten „Ansbacher Ratschlag“ für einen Augenblick erlegen. Aber er hat noch vor dem Ende jenes Jahres sich aus dieser Verstrickung zurückgezogen, was ihm danach nie gedankt, was nie zu seinen Gunsten in Rechnung gestellt worden ist. Nicht davon soll hier die Rede sein. Auch nicht von seinen militärwissenschaftlichen Studien, die ihn sein ganzes Leben begleitet haben, von denen Paul Althaus in seiner Gedenkrede nach Elerts Tode als von einer „noblen

Passion“ sprach. Elerts großer Vortrag über die Schlacht von Smolensk 1812, den er beim Beginn des Rußlandfeldzuges in Erlangen vor dem versammelten Offizierscorps hielt und in dem er das Bild des vorauszusehenden Desasters in unüberbietbarer Präzision anhand selbstgezeichneten Kartenmaterials entfaltete, wird in keiner Theologiegeschichte verzeichnet werden. Nicht von alledem also soll hier die Rede sein.

Sondern von den Schwierigkeiten seiner Person selbst, seines wissenschaftlichen Stils, ja, wenn man es recht verstehen will, seines Charakters. Von drei Zügen immerhin.

Einmal von seinem förmlichen Bedürfnis nach Polemik. Von Anfang an begleitete Elert das Bewußtsein, einer Minderheit anzugehören. Er war ein Kind der altlutherischen Kirche in Preußen. Und dazu kam das Bewußtsein, einer im Horizont der preußischen Union immer angefochtenen Sache, eben dem „Luthertum“ zu dienen. Von Anfang an sah sich Elert in einer qualifizierten Defensive, welche dem theologischen Vortrag einen aggressiven Ton beimischte. Und dazu kam nun noch in den zwanziger Jahren der Siegeszug der Barthschen Theologie, fast wichtiger noch die üblich werdende Redeweise von der „reformatorischen Theologie“, in der Calvin als der größte Schüler Luthers erschien und in der die großen, Elert bis in den Grund seines Denkens aufwühlenden Unterschiede von Gesetz und Evangelium hinter dem alles verhüllenden Vorhang der „Theologie des Wortes“ verschwanden. In dieser Polemik verschränkten sich zwei in Elert tief verwurzelte Überzeugungen: einmal das Bewußtsein, Luthers Verständnis des Evangeliums zentral zur Geltung zu bringen, aber dann ebenso die Erfahrung, daß der Gegenposition, jedenfalls innerhalb der evangelischen Kirche, die öffentliche Zustimmung sicher war. „Causa victrix Diis placuit, sed victa Catoni“. Das gleichsam „hoffnungslose“ Überlegenheitsgefühl Elerts kam trotzdem auch immer wieder in seiner historischen Argumentation zum Ausdruck, wie umgekehrt ja vor allem Karl Barth selber in Sachen der historischen Begründung und der historischen Kritik eine offenkundige Interessenlosigkeit an den Tag legte. Aber wer brachte – und bringt noch heute – die Sensibilität auf, der Leidenschaft für die unpopuläre Überzeugung den öffentlichen Beifall zum Opfer zu bringen? Und darum ist Elert wohl allemal der Charakter des „Konservativen“ zuzuerkennen.

Von Elerts „Schwierigkeiten“ ist zu reden. Transponieren wir das erwähnte polemische Bedürfnis auf die Ebene des persönlichen Umgangs (was allerdings die literarische Äußerung nicht ausschließt), so fällt uns seine Lust an der Ironie auf, die er genußreich walten ließ. Sie begegnet uns bei ihm in den verschiedensten Spielarten. Wenn er während des sogenannten „Dritten Reiches“ zuweilen kleineren Schriften Titel mitgegeben hat, welche die schlimmsten Nazi-Affinitäten vermuten lassen (nur als Beispiel:

„Bekenntnis, Blut und Boden“, 1934), so verbindet sich damit vielerlei: Tarnung, Anreiz zur Lektüre, aber auch so etwas wie Schabernack, gleichzeitig seine präsumptiven Leser „auf den Arm zu nehmen“ und zu belehren. In den Sitzungen seiner Fakultät spielte die Ironie Elerts als Dekan oft eine seltsame Rolle, als ein Spiel mit der Naivität der Kollegen. Im Umgang von Person zu Person konnte er auch persönlichen Aversionen nicht widerstehen. Als er während des Kirchenkampfes von einem etwas süßlichen Kirchenoberen um einen theologischen Vortrag vor Pfarrern gebeten wurde, gab er zur Antwort, daß er nichts anzubieten habe als einen Vortrag über die Schlacht bei Smolensk, den er schon gehalten hatte. Freilich hatte die Ironie auch verschlungene Wege, über erschreckende Selbstironie zum überraschenden Tiefsinn. Ich habe es in einem Gespräch mit Elert selbst erfahren, wo unbedachterweise das Wort „Brotstudium“ gefallen war. Elert: „Ach, wissen Sie: wie unsere Studenten zu ihrer Wahl des Studiums kommen, das weiß man nicht. Na, Sie haben natürlich gewußt, warum Sie Theologe geworden sind! Ich gestehe offen: Ich weiß nicht, warum ich Theologie studiert habe. Aber es kommt ja nicht darauf an, aus welchen Motiven man das Studium anfängt, sondern was die Studenten in unseren Hörsälen empfangen und mit welcher Gesinnung und Überzeugung sie das Studium abschließen und in ihren Beruf gehen.“

Zu den erwähnten Schwierigkeiten Elerts kam – drittens – auch vor allem seine leichte Verletzlichkeit, die er in schweren Fällen – wovon sein autobiographischer Artikel „Philologie der Heimsuchung“ erschütterndes Zeugnis gibt – mit einer geradezu erschreckenden Ironie überspielte. In anderen Fällen konnte er immerhin „sehr ungemütlich werden“, etwa bei Prüfungen oder gar bei Habilitationsbegehren, wenn Bewerber, welche nicht in Erlangen studiert hatten, sich um akademische Vorteile und Titel bemühten. (Eine vor kurzem erschienene vielgelesene Autobiographie hat von der Empfindlichkeit Elerts in solchen Fällen eine Schilderung entworfen, welche eine entgegengesetzte Lesart herausfordert.) In der Tat war Elerts Mißtrauen oft bestürzend. Und doch konnte man dann in jähem Wechsel den Ausdruck seiner herzlichen Freundschaft erfahren. Hier gilt wirklich: „Er war ein Mensch in seinem Widerspruch.“ So, wie er voll Anhänglichkeit an dem engen Raum seiner kirchlichen Heimat hing und an den mit diesem verbundenen Menschen und dann doch – wie es im vertraulichen Gespräch zum Ausdruck kam – an der Enge und Unzulänglichkeit dieser Menschen und Verhältnisse litt. „In seinem Widerspruch“ – so, wie er, ein zutiefst unklerikaler Mann, dann doch in seiner kirchlichen Treue „durchhielt“, – so, wie die „Augustana-Hochschule“ ihm ihren Namen verdankt, ihm, der doch so entschieden dem Ideal der autonomen Universitäten zugetan war und die kirchlichen Ausbildungsstätten ablehnte.

Aber kehren wir zum Schluß zu unserem Thema zurück: Konservative Theologie und moderne Welt. Zweifellos sind sich beide in der Person wie im wissenschaftlichen Werk Elerts begegnet. Die ihn im verwirrenden Wechsel tragende und herausfordernde Gegenwart hat ihn fallweise gezeichnet und verletzt, wovon der kurze Text „Philologie der Heimsuchung“ von 1945 ehrfurchtgebietendes Zeugnis ablegt (Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes 1947, München 1946, S. 40 ff.; noch einmal abgedruckt in Folge 32, 1985, S. 33 ff.). Aber war Elert selber nun ein „Konservativer“? Seine Ethik des Gesetzes mag zuweilen den Anschein erwecken, aber doch nur insoweit, als sie der Gefahr des lebensbedrohenden Verfalls der Schöpfung wehren will. Nach seinem kurzen und bald vorübergehenden Irrtum, die Mächte aus der Tiefe mit der Würde der potestas terrena auszustatten, hat er in großer Einsamkeit in dem engen, ihm überantworteten Raum für Recht und Gerechtigkeit gekämpft. Es ist ihm nicht gedankt worden. Nach dem Ende des Krieges hat er an der Welle der Restauration nicht teilgenommen und sich, dem abseitigen Vorbild des großen Erlangers Hofmann folgend, beiläufig der Partei der Liberalen zugesellt.

War Elert ein Mann der Moderne? In den wenigen Jahren, die ihm nach Kriegsende noch verblieben waren, hätte er dazu einladende Gelegenheit gehabt: er hätte in ökumenischen Verbindungen zeigen können, wie weit man in der Lockerung der kirchlichen und theologischen Tradition gehen kann. Aber Elert ist nie „in der Gruppe marschiert“. Statt dessen verlegte er seine Interessen in die weite Vergangenheit der christlichen Kirche: in das „Ferngespräch“ mit der Christologie der Alten Kirche, vorab des Ostens. Er hat nur einmal, nämlich beim Marburger Theologentag 1950 in einem der Hauptvorträge neben Bultmann über die theopaschitische Formel etwas davon vor einem größeren Kreis von erstaunten Fachkollegen sichtbar gemacht. Die schon zu einem stattlichen Umfang angewachsenen Studien über den Ausgang der altkirchlichen Christologie (Berlin 1957) blieben Fragment, ein stupendes Erbe, das er hinterließ, als er am 21. November 1954 unerwartet aus diesem Leben abgerufen wurde. Für die Frage nach der Modernität ist hier keine Antwort vorbereitet.

In der Tat war Elert um den Nachweis seiner Modernität nie sonderlich bemüht. In seiner Ethik von 1949 ist das Defizit an zeitgemäßen Themen mit Händen zu greifen: Moderne Technik, Industrialisierung, Arbeitskampf, Gewerkschaften, Krieg und Frieden, Ökologie und dergleichen füllen keine weiteren Kapitel. Der in den heute führenden Lehrbüchern der Ethik bei wachsender Auflagenzahl an den Rändern sich ausbreitende Journalismus veraltet freilich rasch und wird meistens erst nach Jahrzehnten wieder – und dann historisch – interessant sein. Unwichtiger ist es, daß Elert sich schwer damit getan hat, der Veränderung theologischer Lehraussagen,

dem Bedeutungswandel theologischer Begriffe Verständnis entgegenzubringen. Denn daß im Fortschreiten der Dogmengeschichte doch noch andere Motive wirken als nur die Dialektik und das Bedürfnis nach Verdeutlichung, wie es in dem Vortrag von 1950 über „Kirche und ihre Dogmengeschichte“ hieß, dürfte eigentlich nicht mehr bestritten werden. Es führt kein Weg an der Hermeneutik vorbei.

Aber war Elert wirklich ein der dogmatischen Engführung verschriebener Konservativer? Er hat diese Frage in seiner Art beantwortet durch eine Rückwendung zu den Vätern und durch die Berufung auf sie, die ihm in der Dringlichkeit ihrer Kundgebungen immer bestürzend gegenwärtig waren. Bis hin zu seinem unvergeßlichen letzten Vortrag, sechs Wochen vor seinem Tode am 10. Oktober 1954 im Braunschweiger Dom über Augustin. Aber ich will vor allem an seine enge Beziehung zu Melanchthon erinnern (besonders „Humanität und Kirche“, 1947, in: Zwischen Gnade und Ungnade, 1948, S. 92 ff.). Unter der qualifizierten Zustimmung Elerts wird hier Philippus zum Anwalt der Anliegen, die wir auf der Suche nach den Zeichen von Modernität noch vermissen könnten: die humanistische Bewegung überhaupt, aber dann in ihrer extensiven Auswirkung auf die Öffnung der Universität für neue Disziplinen; für das historische Studium, für die Naturwissenschaften, für die Mathematik, für die Etablierung des kopernikanischen Weltbildes in Wittenberg. Dann die Befreiung des protestantischen Ethos aus dem kirchlichen Raum und seiner Enge, die neue, „weltliche“ Grundlegung der Bildung, der Wissenschaft, der Philosophie. Und schließlich die Entschränkung des Blickes überhaupt, die Aufbrechung der Abkapselung der politischen und kirchlichen Gebiete; was damals, zu Melanchthons Zeit bedeutete: „Ganz Europa!“ Wir sind hier mitten in das Programm der Säkularisierung als testamentarisches Vermächtnis der Reformation gelangt! Und dieses Konzept ist, wenn man es von der Ethik her betrachtet, ganz und gar zusammengeklammert mit der Theologie durch den Gesichtspunkt der „Verantwortungsethik“. Die Verwandtschaft mit Hans Jonas („Das Prinzip Verantwortung“, 1979) liegt auf der Hand. Und ebenso erinnern wir uns dann auch, daß im Gegensatz zu der zunehmenden Verdächtigung Melanchthons in der protestantischen Lutherforschung für Wilhelm Dilthey eben Melanchthon die eigentliche Schicksalsgestalt war, welche die Wirkungen der Reformation in die Neuzeit hinein vielfältig vermittelt hat. Womit wir übrigens wieder bei Ernst Troeltsch sind, der mit seiner großen Arbeit über Johann Gerhard und Philipp Melanchthon seinen Lauf zur Erforschung des neuzeitlichen Protestantismus angetreten hat.

Von Melanchthon sagt Elert gelegentlich: „Vertieft man sich in seinen Briefwechsel, so schrumpft der zeitliche Abstand, der uns von ihm trennt, oft ganz zusammen ... man denkt, es wäre heute geschrieben. Es ist kein

Zufall. Aus der Physiognomie Europas lassen sich die ihr vom Humanismus aufgeprägten Züge nicht fortdenken. ... Die gemeinsame Verantwortung für das Bild des Menschen (wurde) von Melanchthon nicht nur auf dem Katheder gelehrt, sondern auch ganz persönlich bejaht und durch ihn zur öffentlichen Angelegenheit gemacht.“ Was Elert hier und in den damit zusammenhängenden Texten sagt, ist – wer könnte das überhören? – von ihm selbst her gesagt. Die geschichtliche Gestalt spricht für ihn, und darin lebt sie fort. Wenn darum wir heute in den einzelnen Zügen Elerts, in seinen Einsichten und gewiß auch Schwächen, seinen verborgenen Zustimmungen und Kritiken und Einsamkeiten uns selbst wiedererkennen, dann ist er doch noch lebendig.

Die zwei Worte Wahrheit und Glaube sind im Hebräischen fast gleich, und es wird schier das eine für das andere genommen, wie wir auf deutsch auch sagen: „Der hält Glauben, wer wahrhaftig und treu ist.“ Martin Luther